

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 41 — Sonntag, den 6. Oktober 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Ardeppel-Ernt' in unnern Erzgebirch

Mit machen Rauchemaad und allerhand Ardeppel-Kunststücke.

Die Kartoffelernte ist in unserem Erzgebirge jetzt in vollem Gange. Ueberall sieht man auf den Feldern das Bild, wie es unser „Erzgebirgisches Heimatblatt“ heute zeigt. Wollen wir den fleißigen Gebirglern ein wenig den Mund hier wässrig machen und Georg Oesterreich aus Burgstädt in seiner lustigen Art davon plaudern lassen, was sich der Erzgebirgler aus den „Ardeppel“ alles herzustellen vermag.

„Wenn ich uff Urlaub drhemm bie, do bestell ich mir bei meiner Mutter allemol en racht schinn Buttermillichgöhen. 's gieht doch aa nisch über en racht fein'n Buttermillichgöhen! Oder, 'r muß aa racht schie gebadn sei. E rich't'r Buttermillichgöhen ward ner, wenn mir ne in ener Schwarzbachpfann mit Leöl bäckt. Efu en Buttermillichgöhen, dan muß mir aa gleich aus dr Pfann assen, do schmeckt 'r an besten. 's feinste is dr Rand, wenn 'r racht schie knusprig gebaden is. 's is nu wetter nisch drzu als griene Ardeppeln, die geriebn warn, Buttermillich un e wing Salz. Zun Baden ward Leöl in de Pfann gegossn. Oder, wenn mir lang kenn gassen hot, do frät mir sich orndlich wieder emol drauf. Un ene

Schüssel Schwarzbeer muß mir aa drzu hobn. In Gebärg gibt's oder net ner Buttermillichgöhen, nā, 's gibt noch annern Göhen. Dr Buttermillichgöhen is oder nooch men'n Geschmaack dr feinste. Meine Grummutter, Gott ho se salig, tat sich immer nār Wassergöhen baden. Do wur abn dr Täag statt mit Buttermillich jār mit Wasser ageriehrt. Zu setten Göhen laht meine Grummutter immer „steifer Maa“. 's ka sich abn niemand en Barsch drou machen, wie genügsam de alt'n gebärg'schen Leit sei, war'sch nett aus eigner Erfahrung wāß. Un wie moger dan ihre Kost mog mannichmol gewasen sei. Se kriegetn ja aa net viel Loh'. Meine Mutter hot mir immer dröhl't, doß ihr Vater als Serpentinstäabargmaa in'n siebbziger Sahrn de Woch' zwā Mark vrdient hot. Do hätten se ze fünft ner en Hariq assen könne. Dos föllt ihe emol ene Familie machen müssen. Do würn se denken,

's ging net aa. Oder gesünder warn de Leit zu salligen Zeiten als heitzetog. Ru will ich oder net von men Thema otkomme. 's gibt aa noch Sammelgöhen. Dan ho ich oder net esu gern gassen wie ne Buttermillichgöhen. Ich muß überhaupt sogn, doß ich dos arzgebärg'sche Zeig als Kind net esu gern gassen ho wie ihe. Seit ich von drhemm fort bie un egal ho bei fremden

Leiten assen müssen, do bie ich werlich fruh, wenn ich emol ewos Arzgebärg'sches assen ka. Bern ah ich aa noch „Rauchemaad“. Dos is nu aa esu ewos E'sachs un schmeckt doch aa esu gut. Do warn ner gekochte Ardeppeln geriebn, e bissel Salz na getae, in ene Pfann e bissel Leöl gegossn, de geriebne Ardeppeln neigeschitt, brätgestrichn un bei gahling Feier gebaden. De Rauchemaad ward ner uff dar en Seit gebaden. Wenn se fertig is, ward se off'n Tisch hiegestürzt un Zucker drauf gesträt. Mir ka aa Butter drauf schmiern. „Rährntudn“ is aa esu ewos ahnliches. Do warn aa gekochte Ardeppeln geriebn, 's kimmt oder außern Salz noch ewing Mähl na. Aus dan Täag ward ene Wurscht gemacht. Von dare Wurscht warn Scheibn ogeschnitten. Die Scheibn warn



Die Kartoffelernte in vollem Betrieb

mit dr Treibroll brätgerollt un in de Rähr gelegt. Dort warn se uff allen beeden Seiten gebaden. Wenn se fertig sei, ward Butter oder Sirup draufgeschmiert, un su warn se gassen. Wie mir schu aus dan paar Sachen drsah ka, warn in Gebärg tollsal viel Ardeppeln gassen. 's gibt noch en Hausen annere Sachen, die aus Ardeppeln gemacht warn. Do fall'n mir gerod de „grien Glitscher“ ei. Die ah ich aa esu gern. Wu annersch sogn se „Kartoffelpuffer“. Do warn griene un gekochte Ardeppeln drzu genomme. De grien Glitscher warn aa auf alle beeden Seiten gebaden. Eh' ich se aff', strä ich mir aa noch ewing Zucker drauf. Zun Ohmdassen warn in Gebärg viel „eigeschnitene Ardeppeln“ gassen. Wu annersch sogn se „Bratkartoffeln“. In dr Kriegszeit hobn se de gebärg'schen Leit ner mit schwarzen Raffee gebroten, weil se ka Fett un aa ka Leöl

hatten. Re Sunntig gibr's in Gebärg bei vielen Zeiten gerod wie in Vogtland „griene Kließ“. Nu griene Kließ un Schöpfenbrotten oder Sauerbrotten, dos is aa ewos Extraes. Je Weihachten gibr's Gänßbrotten drzu. Do ward oder erscht eigehaat.

Mr fällt gerod noch ei, doß mr aa mannichmol Tiegeltwurscht gemacht hobn. Do ward Blut, an besten Gänßblut, drzu genommen. Dos ward mit Spatzgrieten in en Tiegel gebacken. Dos hot mr aa immer recht gut geschmeckt.

Gebrotene Zwiebeln un Ardeppeln, dos schmeckt aa ganz fein. En manch'n verwehnt'n Guschel wür natürlich dos alles net schmecken wolln. Was oder ä richt'ger Erzgebärgler is, dar seht sich in der Fremd' mannichmol noch dan erzgebärg'schen Affen. 's hot abn aa uner Erzgebärg seine Spezialitäten. Was ne Bayern dr Schmarrn is, dos is ne Erzgebärgler de Rauchemaad un dr Buttermillichgöhen; statt Erbsupp ne

Bayern sei Bargsupp, assen se in Erzgebärg Hofsunnerbeersupp. De Schlesier hobn ihr Schlesisches Himmelreich, do drfür assen de Erzgebärgler griene Kließ.

Aa in Schnaps hots Erzgebärg seine Spezialitäten. In Bayern gibts Enzian, in Erzgebärg Olbernhauer Korn, Eibnstöcker un Stodkumm. Aa trinken de Erzgebärgler gern Rummel mit Rum.

In Schwarzenberg, do hobn se aa ewos Besonnerisch mit'n Bier. Do trinken se gern „Gestemmes“, dos is halb halles un halb dunkles Bier. Wenigstens hobn mir'sch immer in dr Zwiebel in Schwarzenberg getrunken, als ick neinzehnhundertvierezwanzig bis sechsezwanzig dort ei- un ausginge bie.

Su könnt mr noch e mannichs aufzöhl'n. Oder ick will nár mu für heit Schluß machen. Iech wollt nár emol zeign, doß aa unner Erzgebärg seine Spezialität'n hot.

Marienhof / Erzgebirgische Novelle von Bruno Grabeis

(2. Fortsetzung u. Schlus.)

John hatte genug Bergwerke in Amerika gesehen, ohne daß diese etwas anders darstellten als Organisationen, um die für den Gewerbfleiß so notwendige Kohle unter möglichst großer Ausnutzung des Menschenmaterials aus dem

Erdboden gewinnen zu können. Er hatte sich darüber bisher wenig Gedanken gemacht. Hier kam die Verbindung dieses Erwerbszweiges mit der heimatischen Scholle zum deutlichen Ausdruck. Jede dieser Gestalten, die hier in würdiger Bemessenheit mit den anderen einherzog, schien ein Zeugnis dafür zu sein, daß auch sie zu der Verbreitung des Bergleutens in ihrer Weise beigetragen hatte. So schien eine selbstsam angeputzte Familie über den Markt zu wandeln, in die auch ein Teil der Zuschauer, soweit sie mit den Bergleuten zusammenhingen, einbezogen waren. John ließ zunächst das ganze Bild an sich vorbeiziehen. Er hatte die Absicht, wenn der Aufzug vorbei war, sich auch in den weiter vom Mittelpunkt entfernten Gassen und Stadtvierteln ein wenig umzusehen. Es war ihm nicht entgangen, daß das, was er besonders in der Gegend des Marktes vom Stadtbilde gesehen hatte, sozusagen nur die glänzende Außenseite war, während sich auch hier die Armut und Dürftigkeit mehr abseits den Blicken verbarg, aber doch um nichts weniger vorhanden war.

So wandte sich John von dem Markte ab, um zunächst eine Straße entlangzugehen, die nach einigen hundert Metern zu einer beträchtlichen Erweiterung führte. Ein ansehnlicher Brunnen verlieh ihr das Aussehen eines kleineren Platzes, der nichts desto weniger seine Eigenart im Stadtbild behauptete. Das Eigentümliche an ihm war eine Reihe vornehmer Häuser, die mit reichem Schmuck bedacht und in gewählter Form aufgeführt, offenbar seit Jahrhunderten von den patrizischen Familien bewohnt worden waren. Zweifellos hatten sie ihren Wohlstand dem Bergbau zu verdanken gehabt, dessen Wichtigkeit für die Stadt soeben in dem Aufzug der Bergleute zum Ausdruck gekommen war. So hielten sich diese Häuser ein wenig abseits von der großen Menge um sich desto mehr ihres Wohlstandes erfreuen zu können.

John betrachtete gerade eines der größten und schönsten von ihnen, als ein blonder Mädchenkopf vor ihm auftauchte, dessen Trägerin sich wie er abseits von dem Gedränge des Festes verirrt zu haben schien. Er drehte sich ein wenig um und stand Maria gegenüber, die seinem Bemühen, sich in die Sprache dieser Häuser hineinzuversetzen, lächelnd zusah, auch jetzt bereit, auf die



AN DER KAMMSTRASSE BEI GOTTESGABE

oder jene Frage Johns, die mit diesen Betrachtungen verbunden war, Antwort zu geben.

„Fräulein Marie — warum haben Sie mir denn nichts davon gesagt, daß Sie auch in die Stadt gekommen sind, um sich das Fest anzusehen?“

„Wir hätten doch nicht zusammengehen können, Herr John. Ich bin mit dem Vater gekommen, und nur die Mutter ist zu Hause geblieben. Wir bleiben zu Mittag bei einem alten Onkel, um uns noch am Nachmittag das Bergschauspiel anzusehen. Ich wollte gerade zu ihm gehen, da der Vater mit einem alten Bekannten, den er getroffen hat, weggegangen ist. Aber wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern etwas von diesen Häusern erzählen, die Sie hier vor sich sehen.“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür, Fräulein Marie. Besonders von dem Hause zur Linken möchte ich einiges wissen, das den großen, prunkvollen Eingang hat. Es sieht aus, als habe die Familie, die dort gewohnt hat, nicht mehr die Mittel besessen, um das, was sie so verschwenderisch begonnen hatte, nach oben fortzusetzen.“

„Sie haben ganz richtig geurteilt, Herr John, aber das hängt mit der Geschichte des Bergbaus zusammen. Die Familie, die das Haus zu bauen begonnen hatte, war eine der angesehensten und reichsten im Gebirge. Man sagte, daß die Gäste dort niemals anders als mit silbernen Gedecken speisten und aus goldenen Bechern tranken. Die Bergherrn wurden schließlich so übermütig, daß sie ihre prunkvollen Mähler unter der Erde abhalten ließen, wo die Bergleute für geringen Lohn das Gestein ausschachteten. Da zog einmal, während sie unten saßen, ein Gewitter am Himmel auf und zündete das Huthaus an. Der vorbeistreichende Gebirgsbach schwoll derartig an, daß die Wässer in den Schacht drangen und die Hälfte der Gäste ums Leben kamen. Der überlebende Sohn des Bergherrn, der selbst bei dem Unglück ums Leben kam, ging ins Kloster, und die entfernten Erben bauten das Haus, das noch unvollendet war, so schnell wie möglich zu Ende, da sie in dem Unglück des Schachtes eine Strafe Gottes gesehen hatten.“

„Gibt es noch mehr solche Denkmäler, die an die Geschichte der Bergstadt erinnern?“

„Ich will Ihnen noch das Brothaus zeigen, wenn Sie mitkommen wollen. Es steht an einer Seitenstraße des Marktes. Es ist eine Erinnerung an jene Zeit, wo man wegen der Teuerung und Hungersnot für ein Brot ein ganzes Haus zu kaufen bekam.“ Sie gingen ein Stück dem Markte zu, wo sie vor einem einfachen Bürgerhause standen. Unterhalb des Daches befand sich eine geräumige Nische, in welcher Maria dargestellt war,

John mußte bei dem Namen ein wenig lächeln, da die wahrhaftige Maria, ein Bild blühenden Lebens und blühender Anmut, ohne seine Antwort abzuwarten, schon wieder die Führung übernommen hatte. Sie standen beide vor einer Kapelle, aus deren ehrwürdigem Inneren einer jener bemalten Holztäre hervorschaute, wie ihnen John wiederholt im Gebirge begegnet war. Die von schweren Balken getragene Decke, deren dunkelrote Bemalung noch deutlich sichtbar war, trug dazu bei, den Eindruck des Geheimnisvollen, Unsagbaren zu erhöhen, der über dem

Blick ins alte Städtchen

Die alten Giebel ragen
In Zickzackreih'n;
Und Herbstesblumen blühen
Zum Fenster hinein.

Von alten Mauern und Zinnen
Noch bröcklicher Rest,
Hoch oben am gotischen Turm
Ein Dohlennest.

Vom Gasthaus zum Goldenen Löwen
Leuchtet der Kranz;
Den Brunnenroland umringelt
Ein Kindertanz.

Ein Lied aus alten Zeiten
Der Wandrer singt;
Die Leute stehen träumend,
Bis es verklingt.



wie sie einem knieenden Bürger der Stadt einen Leib Brot darreichte.

„Der Besitzer dieses Hauses soll es tatsächlich für ein Brot verkauft haben. Man buk das Brot damals mit Kleie und Sand, da es auf andere Weise nicht mehr zu bekommen war. Auch durch Feuersbrünste hat die Stadt früher viel zu leiden gehabt. Sie haben ganze Stadtteile eingäschert, sodaß die vornehmen Bergherrn mit ihren Häusern ein Stück außerhalb des Marktes gegangen sind, um nicht das gleiche Schicksal zu haben.“

Maria aber schien sich in ihrer Rolle, dem amerikanischen Fremdling in den Schönheiten und Eigenheiten ihrer Heimat zu unterweisen, so gut zu gefallen, daß sie vorschlug, noch die alttümliche Kapelle zu besichtigen, die sich ein wenig bescheiden am Ende dieses Platzes aufbaute.

„Sie hätten eigentlich auch die St. Georgskirche besichtigen sollen, Herr John, die heute besonders stattlich aussieht; denn alle Vereine, die dem Gottesdienst beigewohnt haben, haben dort ein Abzeichen oder etwas anderes niedergelegt. Aber Sie können dafür auch die Kapelle ansehen, die der heiligen Maria geweiht ist und die auf noch frühere Zeit zurückgeht. Sie soll eine der ältesten Kapellen des ganzen Gebirges sein.“

Raum ausgebreitet war. An den Wänden hingen alte Kränze mit Inschriften, Bilder, die sich auf den Bergsegen vergangener Zeiten bezogen, sowie ein paar Heiligenbilder aus der Vorreformationszeit, deren dunkle, fast unsichtige Darstellung mit dem Duster der alten Kapelle übereinzustimmen schien. Maria und John setzten sich einen Augenblick in das vom Holzwurm zerfressene Gestühl, das gewiß war, an diesem oder auch an den nächsten Tagen in ihnen die einzigen Besucher gefunden zu haben. Es war für John ein merkwürdiges Gefühl, inmitten dieser Welt von Düsterei und Moderne ein Wesen neben sich zu wissen, dessen lebendige Ausstrahlung er an dieser Stelle mehr als sonst empfand, sodaß er sich unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen der lebendigen Maria und der hölzernen hingezogen fühlte, die dort in überirdischer Gelassenheit auf dem Altare schwebte und zu der kaum einmal im Jahre ein Sonnenstrahl von außen dringen mochte. Er entdeckte sich dabei, daß ihm in diesem Augenblick nichts tiefer gewesen wäre, als die Gedanken der wirklichen Maria zu wissen, die, wie er selbst in dem Chorgestühl saß und nach dem Flügelaltar hinblickte. Er fühlte, daß er selbst, seit ihn das Schicksal in die Wälder des Gebirges verschlagen hatte,

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Am Sagenborn der Heimat

Eine alte Bergmannssage um Königslust

Der Silberbaum.

Von Dr. Ewald Victorin Dietrich (im Jahre 1822 erzählt).

Das Bergglöcklein tönte, und trauriger als je trat der wackere Vater Ehrenfried diesmal seine Fahrt an; denn aller Segen des Bergbaues schien von Bärensteins Gruben gewichen zu sein. Die ergiebigen Gänge waren größtenteils abgebaut worden, und sängen an, auslässig zu werden. Ueberall, wo ein neuer Anbruch die Arbeit zu lohnen schien, dampften böse Wetter entgegen. Glückauf! sprach er diesmal zu seiner Alten, Glückauf! zu seinem Sohne Ehrenfried, der soeben von seiner Zechen zurückkam und schwer atmend aufs harte Lager fiel. „Diesmal komme ich durch oder nie.“ Er drückte beiden die Hand und ging zur Kapelle, dort sein Gebet zu verrichten, und der Barmherzigkeit gütiger Mächte zu vertrauen.

„Auch du, mein Sohn“ — sprach jetzt die weinende Mutter zu dem Ermatteten — „auch du bist krank, du Stab meines Alters, mein Trost und meine Hoffnung. Sprich, was fehlt dir? Was ängstigt dein treues Herz? Woher dein Unmut und deine Trauer? — Ich meine nicht dein jetziges Uebelbefinden; es ist Folge deiner schweren Arbeit und es wird vorübergehen. Doch seit Wochen beobachte ich deine Träume; ruhelos liegst du oft auf deinem harten Lager, ein Engel scheint vor dir zu schweben, und du scheinst vergebens nach ihm zu ringen.“ —

„Wo ist sie?“ — fuhr Ehrenfried hastig aus seinen Träumen auf — „ha! für mich ist sie verloren.“ — „Hedwig“ — flügelten seine Lippen — „für mich bist du verloren!“

„Ja, Hedwig!“ — erwiderte tröstend die Mutter, — „ist nicht für dich. Die blühende Erbtöchter des reichen Erbrichters und Eigenlöhners zu Sehma wird nie der arme Bergmann heimführen. Schlage diese dir aus dem Sinn. Laß sie den Sohn des alten reichen Schöfners freien, und wähle dir ein Weib nach deinem Herzen, deinem Stande.“ —

Was vermögen Trostgründe, wo das Herz spricht. Bei einem Festbiere, das die Eigenlöhner von Sehma, die auf dem Bärensteine viele Gruben besaßen, ihren Bergleuten gaben, hatte der arme Ehrenfried das schöne, hold aufblühende Mädchen gesehen. Die allgemeine Stimme des Wohlwollens sprach von ihren Tugenden, ihrer Milde, ihrer Schönheit und ihrem Fleiße. Fröhlich zur elternlosen Waise geworden, kannte auch sie schon die Tränen des Kammers, und hatte es gelernt, ihn zu besiegen. Und eben jetzt flossen sie häufiger, da der Sohn des reichen geizigen Schöfners zu Schlettau, Reihard war sein Name, ein ausschweifender Wüstling, nach dem schönen Mädchen und ihrem reichen Erbgute trachtete. Wohl hatte sie den jungen Bergmann bemerkt; wohl schlug ihm ihr Herz; doch wagte er es nicht, sich ihr zu entdecken. Und durfte es wohl die schüchterne Jungfrau

wagen, ihm das Geheimnis ihres Herzens zu enthüllen? — So lebten, so liebten sie, so verzehrten sie sich in stillen Flammen. Doch die Zeit der Entwicklung ihres Schicksals nahte schneller, als sie es wähten. Reihards Augen sahen, was nicht der Mund, nur das Auge unserer Liebenden verkündete. Er sah mit Furcht auf seinen Nebenbuhler, und sein Plan war gemacht.

Der Böhmerfürst war in blutige, verderbliche Fehde mit den Bewohnern von Ungarn und Mähren verwickelt. Tausende seiner Mannen waren bereits im Kampfe gefallen, und abermal tausend hatten verheerende Seuchen hinweggerafft. Ein neues Heer sollte sich aufstellen. An allen Grenzen standen Werber mit klingendem Goldpfennig, den Unbefangenen zu locken, daß er der Schlachttrompete folge. Reihard haute hierauf den Untergang seines Nebenbuhlers.

Es war Abend geworden, der nächtliche Himmel funkelte mit seinen tausendmaltausend leuchtenden Sternen. Wolken iruderten die wandelnde Sichel des Mondes, in deren mildem Lichte die hohen Fichten des Waldes ihre weiten Schatten warfen, bald diese, bald jene Truggestalt bildend. Ein solcher Abend, wo die Natur auf das Herz der Menschen so wunderbar einwirkt, war für Reihards Seele verloren. Abgestumpft für jeden höheren Freuden genuß schlug sein falsches Herz nur niedern Lüsten und seiner Rache. So wandelte er gen Weipert zu, über den Fuß des aufsteigenden Bärensteins. Siehe! da war es, als ob eine lichte

Wolke auf dessen Höhen schwebte, und in dieser Wolke — so täuscht es ihm — wandelte eine Lichtgestalt, schön, wie die Verklärten und Engel in einem Altargemalde. Furcht erfüllte dabei des Boshafsten feiges Herz, und er verdoppelte seine Schritte; aber die Lichtgestalt floh voran vor seinen Schritten, sich in Weipert niederstehend.

Es war aber diese Lichtgestalt der wohl- und muntertätige Berg- und Erdgeist, der jetzt wieder einmal die Tiefen der Erde verlassen hatte, um unter Menschen für Menschen zu handeln. Er sah Falschheit unter der Maske der Freundschaft, boshafte Tücke im Gewande der Heiligkeit; sah Wölfe in Schafsfleibern; sah Neid und Mißgunst bei Vornehmen und Geringen; sah, wie Eitelkeit des Weibes, sah, wie Trunk und Spiel der Männer Herz verdarb; sah, wie der steigende Wohlstand hier Geiz und Wucher suchte, dort arge Ueppigkeit und Wollust steigend machte, und deshalb verschloß er seine Gaben, sie nur Würdigen, sowie nur treuer Liebe aufbewahrend. Da vernahm er des alten Steiger Ehrenfrieds frommes Gebet; da sah er in das Herz des wackeren Sohnes; da schwebte er hin gen Sehma, und Hedwigs Tugend, ihre Unschuld und Schönheit, und der fromme biedere Sinn des alten Ehrenfrieds, seines Weibes und seines Sohnes,

CHRISTIAN LEHMANN



versöhnte den Mächtigen mit der frevelnden Menschheit. Eben saß Hedwig in ihrem einsamen Kämmerlein und weinte bittere Zähren; denn der Tag nahete, wo der bestochene hartherzige Vormund sie mit dem widerwärtigen Reidhard verbinden wollte, der ihr Herz, wäre er auch besser gewesen, nie gewinnen konnte, da es einem anderen schlug. Da nahete sich ihr der Berggeist, in der Gestalt der holden Ludmilla, ihrer treuen Freundin, der schönsten der Mädchen von Katharinenberg. Tröstend, ratend, erhob er ihr Herz zu süßen Hoffnungen. Hedwigs Mund sprach das Geständnis der treuen Liebe, und sanft rötete sich die Wange des Mädchens, freudiger glänzte ihr Auge. Jetzt suchte er den wüsten Freier in der Gestalt eines seiner Zechgenossen auf. Er fand ihn brütend über dem schwarzen Entschlusse seiner Rache, und mächtig, sich jede Gestalt zu geben, eilte er nun, wie Reidhard frohlockend aufsprang, die schwarze Tat zu vollbringen, voran, in seinen eigenen Schlingen den Bösen zu fangen. Die Lichtwolke, die Reidhard voranschwebte, senkte sich vor dem Werbehaufe nieder, und unsichtbar trat der Berggeist ein. Hier jubelten die Werber beim schäumenden Becher, indes die Geworbenen im Taumel des aufgenötigten Freudenrausches das Wohl und Wehe der künftigen Tage zu vergessen schienen und jauchzend die Nacht bei Becherklang und Würfelspiel durchpflagten. Der Berggeist wollte es, und über die lärmenden, ja selbst über ihren wachsam hartherzigen rohen Wachtmeister, und seine treuen Wächter ergoß sich schnell ein unbezwinglicher Schlaf, und warf sie alle auf das harte Lager. Der Berggeist nahm jetzt die Gestalt des Wachtmeisters an; und in diesem Augenblicke trat Reidhard ein. Schleichend wie die Schlange krümmte er sich vor dem finstern Mann. „Im Gerichtsbezirke meines Vaters“ — sprach er — „ist ein junger Bergarbeiter, schön und schlank, wie Ihr ihn braucht; aber arg und liederlich, doch munter und stark, ein Feind der Arbeit, ein Freund der Dirnen und des Zechens. Die Gemeinde wäre ihn gerne los, doch des Bergmanns Rechte schützen ihn vor dem Dienste der Lanzknechte. Gewalt bringt ihn nicht zu Euch, meine List soll ihn Euch gewinnen. Mein Vater wird ihn zu Euch senden mit Botenschaft, Ihr fangt ihn dann und behaltet ihn. Serdet ihn aber fein bald zum Heere, denn er ist ein schlauer Geil, der Euch wohl enttrinnen könnte.“ — „So!“ — erwiderte

der Wachtmeister im donnernden Baß — „Bursch, du bist so eine Art Seelenverkäufer! Doch du gefällst mir. Bleib du bei uns, du sollst bald emporsteigen. Für jetzt nimm dieses Handgeld an.“ Reidhard erschrak vor dieser Rede. Als er aber ein

schweres blankes Goldstück in seinen Händen sah, nahm er es an, vermeinte den Werber zu täuschen und sprach: „Wohlan! Ich folge dir, doch vergönne mir zuvor heimzugehen, und dir deinen Rekruten zuzufichern.“ — „Es sei!“ — antwortete hierauf der Werber lächelnd — „so lange du mir nicht das Geld selbst zurückbringst, und ein anderes Werbegeld verlangst, bist du frei von Verbindlichkeit gegen mich und meinen Herrn. Geh' nun!“ — setzte er bitter lächelnd hinzu — „du kommst schon wieder.“ Reidhard frohlockte über den mehr als gelungenen Bubenstreich, den er bald zu vollenden gedachte, trat den Rückweg an, das Sündengeld in seiner Hand. — Ehrenfried, der Sohn, hatte sich indes die Rede der Mutter zu Herzen genommen, dachte: „Hedwig ist und bleibt für dich Armen verloren!“ Die Armut der Eltern betrachtend, und bei den geringen Hoffnungen des Bergbaues ein baldi-

ges trauriges Feirigwerden (arbeitslos werden) voraussehend, entschloß er sich freiwillig, Handgeld zu nehmen, und dieses zur Unterstützung seiner armen Eltern anzuwenden. Dann wollte er im Kriege den Tod suchen, oder, blinkte sein Glückstern, mit

Beute bereichert, durch die Zeit von seinen Liebeschmerzen geheilt, zu den väterlichen Bergen zurückkehren. Als die Mutter nach ihrem Abendsegen einschlummert war, küßte er die noch im Bebet bebenden Lippen, und sagte ihr, indes heiße Tränen unwillkürlich seinen Augen entfielen, ein dankbares Lebewohl. — Er trat ins Freie. Die Beklemmung seiner Brust war vorüber. Nur ein schmaler Bach trennte seine Wohnung von der böhmischen Grenze. — Wenig saure Schritte mit klopfendem Herzen, und der Steig, der über das Bächlein führte, war über-

stiegen. An dem Werbehaufe begegnete ihm Reidhard. Beide, ohne ihre Nähe zu ahnen, gingen aneinander stillschweigend vorüber, und jetzt trat Ehrenfried in die qualmende Wachtstube. Noch hatte der Berggeist die Gestalt des furchtbaren Wachtmeisters, und sein Scharfblick durchschaute des Jünglings Herz und seine Wünsche. Er rief ihn bei seinem Namen, und Ehrenfried erschrak, daß er schon erkannt sei. (Schluß folgt.)



Gasthof „Königslust“ bei Bärenstein.

Der alte Gasthof „Königslust“ hat seine Geschichte. „Königslust“ war früher ein altes Vorwerk, dessen Besitzer die Familie Bed gewesen ist. Erst im Jahre 1876 ist der Gutschhof vom Gasthof getrennt worden. Der Vater des in Buchholz lebenden Martin Grummt (Getreide- und Futtermittelhandlung) ist der erste Pächter dieses Gasthofes gewesen. Es war das der Schuhmacher Rudolf Grummt. Später ist der Gasthof verkauft worden an die Familie Emil Teubner. 1903 übernahm dessen Schwiegersohn Albin Stöbel die Wirtschaft. Die Besitzer bez. Pächter haben dann oft gewechselt: 1909 Albin Riegel, dann Hugo Baumann, Sehna, Bernh. Schreiber 1915, März 1919—1928 der in Buchholz lebende Wilhelm Görner, der uns auch das vorstehende Bild freundlichst zum Abdruck zur Verfügung stellte. Jetzt ist der Gasthof im Besitz des aus Chemnitz stammenden Paul Reichenbach, der den Gasthof zu einer beliebten Einkehrstätte und zu einem lohnenden Ausflugsziel vor allem auch der tanzlustigen erzgebirgischen Jugend ausgebaut hat.



(Fortsetzung von Seite 3.)

diesem Marienkult verfallen war, aber nicht einem ganz unirdischen, der über den Dingen selbst schwebte, sondern einem solchen, der sein Inneres völlig umgestaltet hatte und dessen Urheberin nun neben ihm saß, um ihn vielleicht im nächsten Augenblick wieder durch die Straßen der alten Bergstadt spazieren zu führen. Er fühlte, wie er sich gewaltsam zurückhalten mußte, um nicht die ihm zugewandte Hand der wirklichen Maria zu ergreifen und an sich zu ziehen, aber es schien, als blide die Maria des Altars in diesem Augenblick mit einem holdseligen Lächeln zu ihm hernieder, ihm das zu gewähren, was seiner innersten Wünsche Ziel war und was das Erlebnis dieser Stunde in ihm zu Gestaltung und Tat hatte heranreifen lassen.

Es schien, daß auch Maria etwas von dem ahnte, was in John vor sich gegangen war. Denn sie verabschiedete sich, als beide wieder draußen im Lichte der Sonne standen, gar anmutig von ihm, wobei sie ihre Verlegenheit in geschickter Weise durch die Notwendigkeit verbarg, nunmehr ihren Onkel, der etwas abseits von dem Städtchen wohnte, besuchen zu müssen. Sie empfahl John noch ein Gasthaus, wo er gut und preiswert zu Mittag essen könne (allerdings ohne den gewohnten Pudding, wie sie schelmisch hinzufügte) und entfernte sich dann in der Richtung eines Stadteiles, der, auf einem weit auslaufenden Vorsprung aufgebaut, mannigfache Blicke in das zu Füßen der Stadt liegende Flußtal eröffnete. John beschloß, auch dem Schauspiel beizuwohnen, das am Nachmittage als Abschluß der Feier vor sich gehen sollte, und zwar in dem geräumigen Parke der Stadt, wo eine steinbruchartige Anlage den besten Hintergrund zu solchen Darbietungen aufwies. Ein großer Teil der Einwohner war schon versammelt, als endlich die Handlung vor sich ging. Sie begann in ausdrucksvoller Weise damit, daß ein Chor von Berggnomen auf der Bühne einzog, der auch an der Handlung des Stückes selbst lebhaften Anteil hatte. Dieses behandelte die Gründungsgage des Ortes, wobei auch der Segen des Himmels und Fürstengunst das Ihrige taten, um den armen Gebirgsbewohnern zu Arbeit und Brot zu verhelfen. John fühlte auch hier, wie eng der Bergbau mit den Bewohnern verbunden war, die hier mit sichtlichster Befriedigung die Jahrhunderte alte Geschichte ihrer Stadt an sich vorüberziehen sahen. Den Schluß bildete wieder eine Darbietung des Chors, worauf sich die Menge in dem Parke und in der Stadt verlor — es war John, als ob sich auch Maria mit ihren Angehörigen darunter befunden hätte, ohne aber, wegen der Fülle und Bewegung der Menschen, etwas anderes als die Umrisse ihrer anmutigen Gestalt wahrnehmen zu können.

* * *

Maria erschien am folgenden Tage nicht, als John wieder im Marienhofe seine tägliche Lebensführung begann — es war beinahe, als ob sie einen gewissen Abstand zwischen dem Heute und dem Schaffen wollte, was beide an dem Sonntag des Bergfestes erlebt hatten. John unterließ es, nach ihrer Abwesenheit zu fragen, um den Bewohnern nicht Gelegenheit zu geben, sich über sein besonderes Interesse für das liebe Mädchen Gedanken zu machen. So wurde auch, als sie am zweiten Tag wieder die Bedienung des Gastes übernahm, der Vorgänge am Sonntag nur noch selten gedacht. Beide fühlten, wie ihre Gespräche mehr als zuvor eine Fülle von ungelösten Fragen und Aussichten enthielt, an die jedes Bedenken hatte, von sich aus heranzugehen. Seine Fahrten in die Umgebung beschränkte John von nun an auf ein Mindestmaß. Es schien, daß er den Marienhof nur noch ungern verließ, und jeden Ausfall einer Mahlzeit, bei der nicht Maria mit geschickten Händen den Tisch deckte, als einen Verlust ansah, der nicht wieder einzuholen war.

Die fortschreitende Jahreszeit aber redete ihre eigene Sprache mit den Herzen und mit dem Gemüt der Menschen und löste manche Probleme, die diese von sich allein aus nicht zu enträtseln vermochten. Der Spätsommer kam, und in den Gebirgswäldern krochen die Farben der spätreisenden Heidel- und Preiselbeeren über den Boden, während an den Gebirgswegen die Ebereschen schwer an der Last ihrer hochroten Früchte trugen und mit den

schwarzen Wäldern dahinter eine wunderbare Harmonie von Farben hervorzauberten. Es war, als ob das Gebirge in diesen Tagen, wo schon eine erwartungsvolle Stille auf ihm lag, noch einmal alle Schönheiten zeigte, um dann, von den Stürmen des Herbstes durchrast, zur winterlichen Ruhe einzugehen. Auch auf die Bewohner des Mariendorfes übertrug sich diese seltsame Wandlung, es war, als ob mit diesem Jahre, das bereits seine Höhe überschritten hatte, vorläufig genug geschehen sei. Es kam ein Brief aus Amerika (Maria wußte den Inhalt, ehe sie davon durch John Kenntnis erhielt), der in beredten Worten zur Heimkehr mahnte und die Frage aufwarf, ob er etwa auch den Winter in Deutschland zuzubringen gedente. Die Antwort erfolgte innerhalb von wenigen Tagen, in denen sich alle Inassen des Marienhofes an dem Packen der vielen Koffer und Kofferchen beteiligten, die ein eigenes Kraftfahrzeug in die Kreisstadt befördern mußte. Es wurde beim Abschied keine der Fragen berührt, an deren Lösung sich die beiden innerlich abmühten. Auer John ließ deutlich genug durchblicken, daß es kein Abschied für immer sein werde, daß er wiederkommen werde, um das, was jetzt zart und unausdrücklich begonnen worden war, zu einem glücklichen Ende zu führen.

Für die Beiden aber bedeutete die Trennung ein weiteres Sichselbstfinden und doch zugleich auch die Erkenntnis, daß das, was sie vergangenen Sommer erlebt hatten, zu stark war, um durch eine zeitweise Entfernung von einander wieder beseitigt und aufgelöst zu werden. John fühlte, daß für ihn das geliebte Mädchen einen Teil seines Ichs bedeute, das sich nicht mehr von ihm lösen ließ. Maria empfand, daß mit der Abreise des amerikanischen Gastes in ihr Dasein eine Leere gekommen war, die sie von sich aus auszufüllen nicht instande war. So knüpften die Briefe, die von jetzt an regelmäßig einmal im Monat zwischen Amerika und dem Marienhofe hin- und hergingen, das Band zwischen Beiden fester und fester. Als John im nächsten Jahre wieder nach Deutschland kam, hatte er bereits das Jawort Marias, und die Aufgaben, die ihnen die nächste Zeit stellte, bezogen sich nur noch auf ihr zukünftiges Leben, wie es auszugestalten und zur Zufriedenheit beider zu führen war. Es stand für John fest, daß er sich endgültig in der alten deutschen Heimat niederlassen werde, aber daß der Marienhof nicht die Stätte sein könne, wo die beiden ihr künftiges Leben zu führen gedachten.

Es möge nur noch erwähnt werden, daß die Trauung der beiden nicht in der prunkvollen Hauptkirche der alten Bergstadt stattfand, sondern in der alten Bergkapelle, wo sie sich an jenem denkwürdigen Sonntage gefunden hatten. Die ganze Bevölkerung nahm daran teil, für die die Vorgänge im Marienhofe längst kein Geheimnis mehr waren. Sie freuten sich, wenn das stattliche Paar durch die Straßen ging und wie ehemals nach den mannigfachen Verzierungen der Häuser und Giebel hinaufschaute.

John aber verlegte einen Teil des Geschäftes in die alte Kreisstadt, von wo an klaren Tagen die Umrisse des Gebirges deutlich sichtbar waren. Er kaufte das Haus, das nach dem Ausweise der alten Stadtschronik einst seinen Vorfahren gehört hatte. Er erweiterte es, und es wurde zu einem der wichtigsten Geschäftshäuser der Stadt, das die Verbindung zwischen der alten und neuen Welt beständig aufrechterhielt.

An schönen Tagen des Sommers aber und des Herbstes kehrten die Beiden mit den Kindern im Marienhof ein. John lehrte die Kleinen die Sprache des Gebirges verstehen: die Sprache der Wälder und der einsamen Berghalden und des Rauches, der weltfern an stillen Nachmittagen über dem Walde Reichthum des Gebirges emporsteigt. Er lehrte sie, durch stille Täler zu gehen, wenn im Herbst sich die Früchte der Eberesche verbluten und wenn an Novembertagen ein Stück Abendröte an den Bäumen hängt. Und er lehrte sie auch, nach den großen Höhen hinüberzuschauen und in diesen ein Stück Andacht zu finden — ein Stück Andacht, das die große, stille Sehnsucht des menschlichen Herzens in der Sprache, die uns die Natur lehrt, zum Ausdruck bringt.

— E n d e . —

Nooch'n Feierohnd



Ö Bahrmark'schpaf!

Von Walter Schimm, Chemnitz.

In de Bahr wirn Krieg, wu noch de Posamenten- un Kartagenfabriken laut ze tue hattn, war'sch üblich, doß am Bahrmarkt'smontig von ze mittig wag nischd meh gemacht wur. Un do Buchholz käne Kirmes hatt, galt abn dr Bahrmarkt als solche.

In de Resteratione war do ein Labn, wie's fister nür ze Feiertogszeiten üblich war. Bar mr mol offn Markt durch de Juden durchgewärcht un hatt is Labn un Treiben offn Schießhausplatz bei de Reitschuln studiert, gings in dr Schtammtisch, wu sich nu alte Bekannte immer wieder gern trofen.

Re Lebeschön-Hermann sei „Tantstell“ war dr „Stadtfelsen“. Was wunner, wenn'r a am Bahrmarkt'smontig noochmittig dortn ze finden war. De Mitglieder vom Schtammtisch „Ich ruh mr aus“ warn a miet zr Schieß un in dare Rund gobs eitel e grüße Puderei, wie mr'sche heite noch suchn muß. Dan en wur Zeich a gehängt, wos kü Mensch gelabet, un wos 's Schönste war, is wur nischd übelgenomme. Hattn sich zwäe Schand un Brand agetae, söhnetn sich bei en Pänzel „Allebeiß“ (dos war fu e Allsehol-Medezin) wieder aus.

Wie mol de Puderei ins Schtacken geroin war, laßt dr Lebeschön-Hermann zon Fachner-Oswin: „Horch mol drauf, Oswin, du bist doch Ziegeltrager — also e starker Maa — laßt du mit dr flachn Seit von en rundn blacherne Ruchndeckel e Ei zerschlogn?“

„Dos ward nu wetter wos sei, fu e lappigs Ei mit'n Ruchnblach ze zrißpern, selbstverständlich ka iech dos“, erwidret dr Oswin.

„Was gilt de Wett?“ frug ne dr Hermann.

„E Spiß Nordheiser!“ sezet dr Ziegeltrager drauf, „un hob iech 's Ei zrkloppt, bezohlst du se, Hermann, vrschanden!“

„Obgemacht!“ schrier dr Lebeschön un ruffet de Stammtischgäst als Zeig'n auf, die genau wußtn, ihe tut dr Hermann en offn Basen loden.

„Bernhard, hast du e Ruchnblach do?“ frug dr Hermann ne Wärt, dar oder länks hatt, un übern Büwee noochn Schtammtisch zu saht: „Dos is doch net gefährlich, schiebt zesamm un läßt en Ruchn von Bäcker hula! Eier hob iech do!“

Dar Birschlog wur angenommen — un schie ne Spaß halber opstret jeder gern en Fünfer. Dr Annerlich-Max sammlet is Bald ei un war in paar Minuten mit'n Ruchn wieder do.

Dr Schuster-Felix, dar Konditr gelernt oder net betrieht, übernahm de Tälerei, fudoß jeds für sen Bald e Stück Ruchn verdrückn konnt. Dr Fischer-Max wollts fugar seiner Fraa miet ehämnamme, oder do is nischd draus wurn, dä dr Bugel-hugo hots abgehängt un vrschnabeliert.

Nu konnt de Wett steigen. Dr Wärt bracht de Spiß Nordheiser un vrrauet se ne Rabntisch-Albert als Schtammtischpräsident a, während dr Fachner-Oswin 's Ruchnblach ausprobieret; dos sich unner sen darbn Händn biegn tat. „Nach nür drweiln Bald zeracht!“ flachset ar ne Lebeschön voll, dar obr lachet un mähnet: „Dos nür net imgedreht ward!“ un zug von en Skatischel de Deck runner un rangschieret dan Tisch nei in dr Stubn-ec. Rocherts leget 'r ganz hinten in dr Eck is Ei nei un saht zun Oswin: „Su, nu frach mol lus!“ —

Ein Hallo kam von dr Schtammtischgrund un dr Oswin 'rachet is Ruchnblach in de Schtub, doß siechs dreimol überschlug.

un en rutn Kopp hatt 'r drasign, doß mr dacht, 'r müßt alle Momang zuplagn. „Du, Schlaubarger“, bläket dr Reigeschene ne Hermann aa, „vrolber Battelleit — obr mied net!“ — Dodr-miet hatt dr Oswin net gerachent, doß 'r mit dan runden Ruchnblach mit dr flachn Seit net nei in dr Eck konnt.

Dr Rabntisch-Albert, dar siech zeerst von dan Lachn drhult hatt, mähnet zun Oswin: „Wärst de net draufgehoppt, Os, offn Hermann sei Bett; bezohl dei Schpiß un mach län Kram — mir hobn wenigstens wieder mol harzlich gelacht.“

Dos hat dr Oswin siech ze Herzen genommen un saht bluß noch zun Lebeschön nüber: „Du stimmst mr schie wieder in men Dorf nooch Buttermilch, do treich iech die ch aus!“ Un ne Ziegeltrager is a gelacht, doß 'r ne Lebeschön neilegn konnt, obr dodrou e anner Mol!

Kraft durch Freid'

Von Erwin Schwarz.

Nach einer Melodie von R. Kühn.

„Kraft durch Freid“ un neies Lab's
suwos könne de Barg sei gabn.
Wannert frei durch Wald un Feld
find't ihr a de rachte Wast.

Bugeln singe, pfeifen laut,
wenn am Morg'n dr Tog ahgraut.
Un die gute Lust drbei
frißt en auf, als müßt's fu sei.

Wald un Haad in Sonneschei'
leicht'n eich in Har'n nei.
Aus'n Wald hult Kraft sich raus
un de Freid bleib dann nett aus.

Kraft durch Freid is rachte Glück,
denkt an de Barg gar oft zerrück.
In dr Seel' klingl's fort un fort
Deitsche Art un deitsches Wort.

G l ü c k a u f !

(Abschrift oder Abdruck verboten.)



Sumorijische Eche

Er weiß sich zu helfen.

„Aber Nachulle, ich bin sprachlos — was haben Sie da bloß für eine furchtbare Orthographie losgelassen?“

„Na ja — det war eben jestern Abend schon so dunkel, und ich konnte nich so richtig sehen, wo ich det anjemalt hab.“



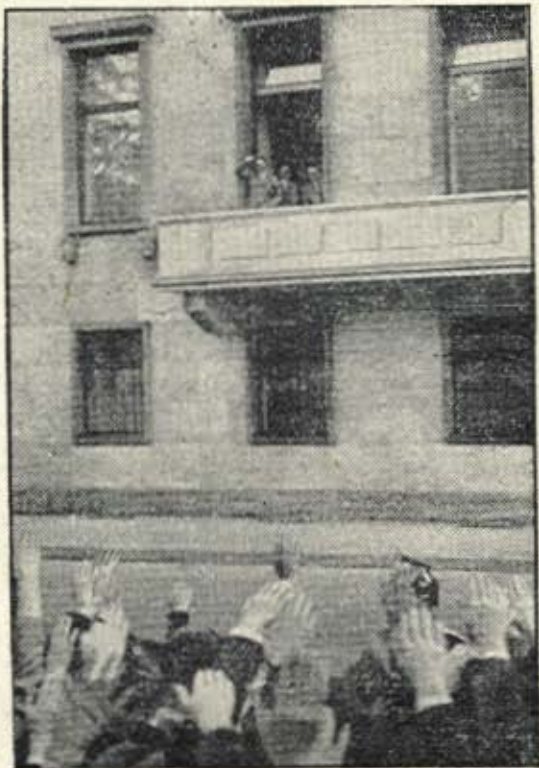
Erzgebirgler bringen dem Führer ihre Grüße

Vom Tag der Erzgebirgler in Berlin.

Wu de Wälder hamlich rauschn,
Wu de Haad su rötklich blüht,
Mit len König möcht ich tauschn,
Weil do druhn mei Heisel stieht.

Was die Reichshauptstadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, was sie an Denkmälern und prächtigen Bauten dem Berliner und in den Tagen vom 27. bis zum 30. September auch den 3000 Gästen aus dem Erzgebirge zu zeigen und zu bieten vermochte, dieses Bekenntnis zu Heimat, wie es Anton Günther in seinem Liede singt, brach doch immer und immer wieder durch. Wie könnten die Erzgebirgler ihren Berliner Gastgeber auch großen Dank abstellen, als zu singen und zu sagen von ihrer schönen erzgebirgischen Heimat. Dazu bot sich in Berlin vor allem anlässlich des erzgebirgischen Heimatabends in den gastlichen Räumen von Kroll die beste Gelegenheit. Unbeschreiblich war die Freude, daß ganz unerwartet unser Führer Adolf Hitler bei unseren Erzgebirgler weilte. Er kennt das treue deutsche Herz der Erzgebirgler, die ja Grenzvolk geworden sind und einen harten, aber heimatstreuen Kampf auf den Grenzhöhen des deutschen Vaterlandes führen. Gewaltig ist die Fülle der Eindrücke, die unsere erzgebirgischen Heimatfreunde in der Reichshauptstadt während der wenigen Tage ihres Dortseins erhielten. Den Höhepunkt ihrer Fahrt aber bildete das erhebende und zugleich alle beglückende Erlebnis vor der Reichskanzlei am Sonnabend-Nachmittag. Nach der Haupttagung begaben sich die Erzgebirgler ins Regiegebirgsviertel und nahmen vor dem Gebäude der Reichskanzlei auf dem Wilhelmsplatz Aufstellung. Hier sollte eine Begrüßung durch ein maßgebliches Regierungsmittglied stattfinden. Der Führer weilte in Westdeutschland und im Ruhrgebiet, so hieß es noch mittags. Dann aber, als der Aufmarsch beendet war, kam ein Wagen daher gefahren, umbraust von jubelnden Heilrufen. Es war Adolf Hitler, der im Flugzeug von Essen nach Berlin gekommen war, um die Abordnung unserer erzgebirgischen Wald- und Grenzheimat zu empfangen. Ein Jubelsturm klang auf. Die Freude und Begeisterung bei den Tausenden unserer Landsleute, von denen die meisten den Führer noch nicht persönlich

gesehen hatten, war unbeschreiblich. Die Schneeberger Bergknappen-Kapelle spielte schmetternde Klänge, in die sich die Heilrufe der Erzgebirgler mischten. Schnell war der Füh-



(Atlantik, R.)

Der Führer grüßt vom Balkon der Reichskanzlei die auf dem Wilhelmsplatz stehenden Erzgebirgler.



(Atlantik, R.)

Platzkonzert der Schneeberger Bergmanns-Kapelle unter den Linden.

ihre Herzblut für das Reich opferten und die im Morgenrot der deutschen Freiheit im blutigen Bruderkampf fielen. Am Reichs-Chrenmal wurde gleichfalls ein Kranz des Erinnerns und des Bedenkens niedergelegt. Aberhunderte von Gebirglern wohnten auch diesem pietätvollen Akt bei. Am Montag abend fuhren die Berlin-Fahrer in ihre Heimatorte zurück.

rer im Portal der Reichskanzlei verschwinden, aber gar bald zeigte er sich auf dem erst neuerbauten Balkon und wieder schollen zu ihm die jubelnden Zustimmungskundgebungen der Erzgebirgler herauf u. freundlich lächelnd grüßte er dankbar für die Ovationen, die heimatstreue Erzgebirgler dem Führer und Kanzler des neuen Reiches aus übervollem Herzen darbrachten. Eine geraume Zeit verweilte Adolf Hitler und mit ihm des Reiches Innenminister Dr. Frick auf dem Balkon. Erzgebirgische Heimatweisen klangen auf und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Auch als der Führer sich schon in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, um die Abordnung des Erzgebirgsvereins zu empfangen, die ihm eine Ergebniss- und Grußadresse, sowie schlichte, aber kunstvolle Gaben unseres erzgebirgischen Grenzlandes überreichten, wurden die Kundgebungen noch fortgesetzt. Eine Feierstunde besonderer Art war der Besuch der Garnisonkirche zu Potsdam, ebenfalls ein unvergeßliches Erlebnis, das alle Teilnehmer mächtig in seinen Bann zog. Hier an der historischen Stätte, an der der ewige Bund zwischen Hindenburg und Adolf Hitler geschlossen wurde, an dem das neue deutsche Reich entstand, an der Ruhestatt des großen Preußenkönigs, lauschte man einem Orgelsonzert. Am Sarge Friedrich des Einzigen aber legten unsere Heimatfreunde ebenfalls einen Gruß des Erzgebirges in Form eines Ehrenkreuzes nieder. Auch das Schloß Sanssouci und all die übrigen Erinnerungsstätten an preußischem und deutschem Aufstieg wurden eingehend besichtigt. In Berlin selbst gedachte man der deutschen Helden, die im Westenbrand an allen Fronten, zu Wasser und in der Luft

